



DAS MÄDCHEN, DAS GEHEN WOLLTE

Seit ihrer Kindheit hat BRIGITTE-Mitarbeiterin Barbara Schaefer das Bedürfnis, weite Strecken zu gehen. In diesem Sommer ist sie zu ihrer schwierigsten Tour aufgebrochen: zu Fuß von Berlin zum Hohen Dachstein in Österreich. Dort ist ihre beste Freundin tödlich verunglückt. Eine Wanderung als Versuch, Abschied zu nehmen

„Nu, Sie sind ja verrückt“, sagt Frau Heimanns in ihrem weichen Sächsisch. „Von Berlin bis hierher zu Fuß, und bis nach Österreich wollen Sie noch?“ Frau Heimanns hinkt zu ihrer Strickarbeit auf der Terrasse. Dort hat sie ein Schild angebracht, Fremdenzimmer, Mühlenweg 18. Gottfroh bin ich um dieses Schild. Schon seit zwei Ortschaften suche ich nach einem Bett für die Nacht. Zwei Orte sind eine weite Strecke zu Fuß. „Früher“, sagt Frau Heimanns, „bin ich ja viel gewandert, bis ich mir zweimal die Beine

gebrochen habe.“ Ganz dumm, am 60. Geburtstag, im Gebirge beim Wandern. Auf feuchten Holzbohlen abgerutscht, und schon war es passiert. „Seither hinke ich.“ Ich sage ihr, wie leid mir das tue, so ein blödes Unglück. Und denke, was für ein Glück sie hatte, und in dem Alter. Die Beine gebrochen.

Ein heißer Mai-Samstag in Berlin. Ich liege im Viktoriapark und lerne chinesische Vokabeln. Ich werde für einige Monate nach Shanghai ziehen. Es wird zu heiß im Park,

ich gehe nach Hause. Mein Telefon klingelt. Die entsetzlichsten Nachrichten erreichen uns per Telefon. Eine Münchner Nummer. Katjas Mann ist dran. Katjas Mann hat mich noch nie angerufen. Katja ist tot. Meine Freundin Katja. Meine Freundin Katja seit 23 Jahren. Katja ist tot. Abgestürzt am Hohen Dachstein. Katja. Der Schmerz haut mir die Beine um. Ich liege auf dem Boden, heule, schreie, rufe eine Freundin zu Hilfe, flüchte nach Hamburg, zu meinem Bruder und seiner Familie.



Eine Straße südlich von Berlin, Rosenthal, der letzte Ort vor der tschechischen Grenze, die Lausitz: Weite. Ruhe. Manchmal auch Ödnis

Trauerfeier in München. Die schlimmen Stunden enden nicht. Ein Kollege von Katja und ein Jesuitenpater sprechen tröstende Worte. Es gibt keinen Trost. Ich gehe stundenlang durch den Englischen Garten. Gehe bis zur Erschöpfung. Fliege zurück nach Berlin. Sehe aus dem Flieger das Sommergrün in Deutschland. Ich werde nicht nach Shanghai fahren. Ich werde zu Fuß von Berlin zum Dachstein aufbrechen.

IMMER NACH SÜDEN, FÜNF WOCHEN LANG

Acht Uhr morgens, ich gehe aus dem Haus und nach Süden. Berlin und der Dachstein liegen fast auf demselben Längengrad. Also gehe ich nach Süden, fünf Wochen lang, geschätzt. Ich wandere seit Jahren, auf Fernwanderwegen vom Bodensee ins Tessin, von Hütte zu Hütte in den Alpen und Coast-to-Coast in England. Ich pilgere nicht. Ich gehe einfach nur zu Fuß. Im Kopf habe ich das, seit ich fünfzehn bin. Mein Schulweg führte in Schwaben über eine Wiese. Im Sommer legte ich mich ins Gras und wünschte mir, in die andere Richtung zu gehen. Nicht

in die Stadt hinunter, sondern in den Wald und dann immer weiter, ins Elsass, ans Meer. Ein Mädchen, das gehen wollte. Nicht abhauen, nur gehen.

Mit Wanderschuhen erscheint der Kreuzberg als richtiger Berg, 66 Meter hoch. Ein sonniger Morgen nach dem Gewitter in der Nacht. Die Siegestsäule glänzt über dem Grün des Tiergartens. Im Süden wölbt sich die Radarkugel vom Flughafen Tempelhof. Die Stadt läppert aus, keine Hochhausiedlung baut sich als Bastion auf vor dem platten Land, Vorgärten und Kleingartensiedlungen heben die Grenze fast auf. Ich gehe durch eine Siedlung mit alpinen Straßennamen. „Weißkugelweg, Gipfel in den Stubaier Alpen“.

Zweimal im Jahr gingen wir zusammen in die Berge. Im Sommer zum Klettern, im Winter auf Skitour. Den vergangenen Winter wollten wir auf die Weißkugel, Katja und ich. Ein schöner Berg. „Man kann ziemlich weit hoch mit der Seilbahn“, sagte Katja am Telefon. Sie wusste, wie mir graute vor der Schinderei des Aufstiegs. Meine Kondition und mein Ehrgeiz waren immer eine Nummer kleiner als bei ihr. Sie verlangte immer viel von sich und von anderen, sagte ihr Kollege in der Trauer-

rede. Kurz vor unserer Tour rief Katja an. Völlig geknickt. Schulter gebrochen. Eine Skifahrerin war auf der Piste in sie hineingerast. Sie war untröstlich und stinksauer. Ich tröstete. Der Winter ist noch lang. Schickte ihr „Schiffbruch mit Tiger“ zur Aufheiterung. Die Schulter erholte sich. Ein neuer Termin war gefunden, aber was macht das Wetter? Sie surfte durch alle Wetter-Websites, fand eine, auf der von zeitweisen Aufhellungen die Rede war, rief mich an, hast du gesehen, es sieht gut aus. Sie war wie ein Kind, so freute sie sich auf die Tour. Bei Lawinengefahr gingen wir sowieso keinen Schritt in den Schnee. Forsch und zielstrebig, aber nie leichtsinnig. Aber ich musste ihr absagen. Ich fuhr nach New York. Sie war enttäuscht, sauer, kurz angebunden. Es war unser letztes Telefonat. Der nächste Weg am Berliner Stadtrand heißt Dachsteinweg. Augen zu und durch.

Höchstens zwei Bücher. Mehr packte ich nicht in den Rucksack. Goethes „Wahlverwandtschaften“ und Enquists „Buch von Blanche und Marie“. Das lasse ich gleich am ersten Abend liegen. Es gefällt mir nicht, nur ein Satz daraus: „Alle haben ja eine



Theresienstadt, ein Steig in der Sächsischen Schweiz, der Ort Cesky Bukov: Der Zufall bestimmt die Route, und im Grunde ist sie fast egal

Geschichte, aber nur wenige werden aufgezeichnet.“ Warum schreibe ich das hier? Und: Darf ich das überhaupt? Schreibe ich Katjas Geschichte auf? Nein. Ich kann nur die Geschichte von Katja und mir erzählen. Jeder, der ihr nah war, war ihr anders nah. Jedem war sie anders nah. Dies hier ist nur eine der Geschichten von Katja.

GEHEN, ESSEN, INS BETT FALLEN. EIN EINFACHES LEBEN. WIE GUT DAS TUT

„Ja, wo willst du denn hin?“ Da hält er sogar seinen Trabi auf dem Feldweg an. In Brandenburg sind es die Menschen nicht gewöhnt, dass jemand mit Rucksack herumgeht. Wir sind ja hier schließlich nicht in Bayern. Er zeigt mir einen Feldweg, immer den Spuren nach, wo die Jäger langfahren. „Passen Sie uff, sin überall Wildschweine drin!“ Na super. Händeklatschend und schwitzend marschiere ich durchs hohe Gras. Mein Adrenalin muss kilometerweit zu riechen sein. Abende in der Provinz. Ausländerfreie Zone. Mal sehe ich eine Thai, die in einem Laden Ramsch verkauft, pakistanische Verkäufer auf einem Markt, die alten Damen die immer gleichen beigefarbenen Blusen herausuchen, einmal treffe ich eine Vietnamesin, die aus Hanoi an die Elbe kam. In der Pizzeria gibt es nichts mit Sardellen oder Oliven oder Kapern. Teigfladen mit Ei oder Würstel oder Schinken-Ananas. Pizza Hawaii. Jeder grüßt jeden. Das geht so: „Na, Meesta. Watt Neues?“ – „Uffjehangen hat sich keena.“

Katja und ich. Wir lernten uns an der Uni kennen, bei einem Kletterkurs. Vorbesprechung im Olympia-Gelände. Alle waren schon da, dann kam sie, große Blonde, tau-

benblaues Kleid, war da, präsent. Katja eben. Ich mochte sie sofort gar nicht. Dann schien mir noch, sie hatte denselben Kerl ins Auge gefasst wie ich. Der Kletterkurs fuhr an den Gardasee. Wir redeten doch miteinander, vielleicht hat sie mich umworben, spürte meine Abneigung. In der Klettertour Via Rita drehte einer der Teilnehmer durch, war mit seinen Kräften und Nerven am Ende. Und der Bergführer schon voraus, schon weg. Katja und ich. Wir legten uns ins Zeug, bauten eine Sicherung, schickten die anderen weiter, kümmerten uns um den Knaben, brachten ihn heil nach oben. Erzählten unsere Sicherungskonstruktion haarklein dem Bergführer. Jaja, sagte der bloß. Wir waren stinksauer. Wir fanden uns klasse, pragmatisch, entschlossen, gut. Ich glaube, da fing es an mit uns. So fanden wir auch immer wieder zusammen. Halfen uns beim Regale-Aufbauen, Wohnungen-Streichen und bei Umzügen, mich nahm sie mit zum Apfelmosen, sie fragte ich nach Kochrezepten. Wir waren uns nicht ähnlich. Sie war ein nachdenklicher Mensch mit einem analytischen Verstand. Ich komme schwarzen Löchern zu nahe und ziehe die Impression der Analyse vor. Aber wir lasen die gleichen Bücher, mochten dieselbe Musik und liebten, manchmal, dieselben Männer.

Das Gehen tut gut. Ich hatte Angst davor, mich allein in Shanghai aufzulösen. Und Angst davor, am Schreibtisch in Berlin der Trauer nicht standzuhalten. So stehe ich nun jeden Morgen früh auf, es ist heiß, ich packe den Kram zusammen, frühstücke schnell. Und gehe los. Man ist den ganzen Tag beschäftigt und hat nicht wirklich etwas zu tun. Ich suche nach dem Weg, orientiere mich so gut es geht in der Landschaft, am Stand der Sonne. Gegen Nachmittag beginne ich, eine

Unterkunft zu suchen. Manchmal klappt es nicht gleich. Dann gehe ich 40 Kilometer am Tag. Sonst bin ich mit 30 Kilometern zufrieden. Dann lege ich meine armen geplagten Füße hoch zur Entspannung, dusche, versorge meine Blasen. Jeden Abend ruft mich mein Bruder kurz an. Fürsorge. Ich bin ihm dankbar und denke manchmal, ich sollte nicht telefonieren, als müsste ich das allein durchziehen, als würde die Wanderschaft so nicht gelten. Aber ich bin schon einsam genug. Sich bloß nicht noch zur Leidenden stilisieren. Ich gehe was essen, trinke ein Bier, studiere die Karte und falle ins Bett. Ein einfaches und strukturiertes Leben. Wie gut das tut.

Mit Mitte 20, als wir uns kennen lernten, verbrachte ich mehr Zeit beim Klettern als im Hörsaal, hatte genug von der Uni. Ich höre auf, ich werde Bergführerin. Katja redete auf mich ein. Mach doch erst mal fertig. Die zwei Jahre, das kannst du durchziehen. Wir können trotzdem klettern. Katja pushte mich durch diese Zeit. Ich weiß nicht, ob ich ohne sie das Studium jemals abgeschlossen hätte. Und wir halfen uns gegenseitig beim Entsteigern, wie wir das nannten. Wenn eine von uns wieder rausfinden musste aus einer unglücklichen Liebe. Sie ließ es bei sich nicht zu, sich hängenzulassen. Klagen, Larmoyanz gar, das war ihr ein Gräuel. Bei Trübsinn setzte sie auf Aktion, auf action.

Die Landschaft südlich von Berlin ist flach. Sehr lange sehr flach. Gigantische Kornfelder unterm weiten Himmel. Eine Landschaft blond und blau. Kornblumen und Mohn am Feldrand. Eine Lerche steht über dem Feld, singt und schimpft. Oder Kiefernwald. Ein ordentlicher Wald. Kaum Unterholz, ein Forst, aufgeräumt. Darin werden Wochenendsiedlungen angelegt. Hier kommt wieder



Frühstück in einer Pension, Aufbruch am frühen Morgen: sonnige Momente auch an düsteren Tagen

eine. Schilder haben sie angekündigt, Feuerwehrezufahrt „AKK“. Atomkraftwerk, dachte ich erst. Die Abkürzung wollte sich zu nichts Sinnvollem zusammenfügen. Hütten im Wald, Campinganhänger, alles heruntergekommen. Dafür steht aber eine alte Frau an einem Lattenzaun und streicht ihn neu. Als sie mich erblickt, stemmt sie den Arm mit dem Malerpinsel in die Hüfte und grinst mich an. „Na, jehste uff Wanderschaft?“ Ja, sage ich verlegen und mach mich vom Acker. Die Alte ist nackt. „AKK“ – Allgemeine Körperkultur. Woher soll ich das wissen? Während ich gehe, und während ich nun schreibe, verdränge ich. Das darf man. Immer wieder ist sie mir so nah, ich kann es nicht fassen, dass sie nicht mehr ist. Ich kann es mit dem Verstand nicht begreifen. Und mit dem Herzen nicht. Ich höre ihre Stimme, sehe ihr Gesicht. Ihr Feenhaar. Spüre ihre ewige Gegenwart in meinem Leben. Doch sie ist nicht mehr da. Meine Gedankengespräche mit ihr sind zu Monologen amputiert. Ich höre nicht auf, mit ihr zu reden. Du fehlst mir. Du fehlst mir. Du fehlst mir.

Bärbel, Dinge ändern sich. Das hat sie in letzter Zeit oft gesagt. Sie und ihr Mann hatten mit anderen zusammen ein Haus auf dem Land. Das zerschlug sich ungut und mit viel Streit. Ich wusste, wie viel ihr, der Managerin, die manchmal zwölf Stunden im Büro verbrachte, dieser Garten bedeutete. Sie grub um, beschnitt Bäume mit der Motorsäge und kochte Marmelade ein. Redete mit den Nachbarn, als wäre sie im Kuhstall aufgewachsen. Wie schade, sagte ich zu ihr. Ab dafür. Das war ihr Ausdruck dafür, wenn etwas nicht mehr zu retten war. Ab dafür. Dazu machte sie so eine Flamenco-Handbewegung. Was half Klagen. Schade war es, ja, aber eben: Dinge ändern sich. Aber so? Dass sich mein

Leben so ändert? Mir ist, als wäre sie aus mir herausgeschnitten. Wie soll ich nur lernen, so weiterzuleben? Trauer ist zweifach. Die Trauer darüber, dass sie ihr Leben nicht mehr weiterleben kann. Und die egoistische Trauer über meinen Verlust.

„NA, JEHSTE UFF WANDERSCHAFT?“, FRAGT DIE ALTE FRAU

Ich lese Annemarie Schwarzenbach. Hat sie die je gelesen? Nichts kann ich sie mehr fragen. Die Schwarzenbach, eine manische Reisende. „...so brachte die erste Stunde des Aufbruchs reichlichen Trost. Das Herz wurde leicht, leer, nüchtern, empfänglich. Die Angst fiel von mir ab. Vor mir eine weiße Straße, eine Wüstenspur, ein Gebirgspfad, ich weiß nicht, wo sie enden – dem Himmel sei gedankt.“ Ja, Reisen tröstet. Brigitte. Sie sitzt auf einer Bank, neben sich das Fahrrad, isst. Eine Stunde später holt sie mich ein. Langsam fährt sie mit dem Rad neben mir, etwa mein Alter, so erreichen wir Lübben. Sie hat lange braune Haare, etwas ungepflegt. Einen ziemlich markanten Damenbart, blaugraue Augen, braun gegebte Haut, leichte Hakennase. Sie radelt mit einem Wickelrock, hat ein Dreigangrad. Damit ist sie 2700 Kilometer gefahren. Von Augsburg an die Müritz, jetzt ist sie auf dem Nachhauseweg. Zwei Monate Zeit hat sie sich dafür genommen. Es hätten auch fünf sein können. Aber offensichtlich braucht sie den Zeitrahmen. Einen äußeren Zwang gibt es nicht. Sie arbeitet nicht. Sie sucht auch keine Arbeit. Hartz IV? Nein, sie war „Maler und Lackierer“, wohnte bei den Eltern, kaufte sich zwei winzige Apartments in Augsburg. In das eine ist sie eingezogen, das andere vermietet sie. So lebt sie. Hat sie keine Lust, mal wieder zu

arbeiten, kann ja interessant sein? Für sie gebe es keine passende Arbeit. Das verstehe ich nicht. Wer so eine Tour durchzieht, zwei Monate mit dem Fahrrad und Übernachten im Wald, der hat doch Antrieb! „Nicht immer, ich hab auch düstere Tage.“ Wer hätte die nicht? „Ja, aber ich schon mehr als andere. Aber in der Natur geht es mir gut. Da kann man nicht einfach ein paar Tage im Bett liegen bleiben wie in der Wohnung.“ Therapeutisches Reisen. Sie und ich. Und als sie mich fragt, warum ich allein unterwegs bin, erzähle ich es ihr. Sonst niemandem auf der ganzen Reise. Sofort redet sie wieder. Als sie in Tegernsee zur Kur war, in einer Klinik für psychosomatische Erkrankungen, freundete sie sich mit einer Frau an, und ein paar Monate nach der Kur brachte diese sich um. Das habe sie auch sehr mitgenommen. Ich könnte ihr ins Gesicht springen. Was fällt ihr ein, das zu vergleichen! Wie anmaßend. Eine Frau, die sie ein paar Wochen kannte, und ich und mein Schmerz. Und was fällt mir ein, zu werten. Trauer ist universell und individuell zugleich. Niemand kann meinen Verlust und meine Trauer verstehen. Aber jeder Mensch durchleidet Trauer. Im Spreewald, das erste touristische Gebiet meiner Reise. Eine mir unheimliche Natur. Ich bin im Karst der Schwäbischen Alb aufgewachsen, da versickert jeder Regentropfen sofort. Hier aber ist alles Modder und Sumpf. Ein Teich. Blasen steigen auf aus dem algigen Grund. Eine Ursuppe, aus der Stechmücken ausschwärmen, Libellen stehen darüber, Wasserläufer flitzen darauf. Eine große Erle fängt den Wind ein. Seerosen und Sumpfdotterblumen. Da gleitet ein Fischotter durch die Ruhe. Taucht ab. Und nicht mehr auf. Einen Tag später die Wüsteneien der Tagebau-Revier in der Lausitz. Mondlandschaften, Hitze, kein Baum, kein Strauch an der Landstraße. Wer mich sieht, wie ich da entlangstapfe, ohne



Zu Fuß nach Tschechien, in eine unbekannte Welt: Radfahrer in Bodyne na Ohri, Glockenturm in Slany

Schatten, wie auf einem Highway im US-Bundesstaat Oregon, muss mich für bescheuert halten. Ich würde zustimmen.

Weiter durch Dörfer, Dörfer, Dörfer. In manchen gibt es keine Gaststätte und keinen Laden, keinen Dorfbrunnen und nicht einmal einen Friedhof. Da ist kein Mensch auf der Straße unterwegs. Wohin auch? Die Köter drehen fast durch, wenn jemand zu Fuß durch diese Dörfer geht.

So viele Lebensentwürfe, durch die ich gehe. Hier radeln Menschen morgens durch den taufeuchten Wald zur Arbeit. Schön. Aber: Welche Arbeit? Aus einem Holzstoß schmilzt die Sonne den harzigen Geruch hervor. In den Dörfern neben unverputzten graubraunen Häusern neopalladianische Scheußlichkeiten. Villen ohne Maß, ohne Auge für Proportionen. Säulen, Vordächer, Auffahrten wie für einen Palazzo, und dann ist es doch nur ein Einfamilienhaus.

Könnte ich zwischen solchen Häusern leben, allein zumal? Oder dort, in dem hübschen Häuschen, mit dem Rosengarten und dem blau gestrichenen Bänkchen, da könnte ich doch nachmittags einen grünen Tee trinken und abends ein Glas Rotwein. Würde das ruhiger machen? Vom Reisen heilen? Ich befürchte, ich würde noch mehr reisen. Reisen verortet. Ich bin in Kreuzberg schon gut aufgehoben.

Wir fahren an den Gardasee zum Klettern, mit Freunden. Nach einer Tour badeten wir im See. Wir schwammen hinaus, mit Sicht auf diese spektakuläre Felswand bei Torbole, an der schwierige Routen senkrecht hinaufführen. Wir dümpelten im Wasser herum und sahen Kletterern zu. Da stürzte einer ab. Er musste einen Fehler mit dem Seil gemacht haben. Ohne Seil stürzte er die Wand hinab, schlug unten auf Felsen auf, glitt

ins Wasser. Wir sahen alle Einzelheiten. Kaum schafften wir es zurück an den Strand. Wir kotzten, heulten. Ich war erschüttert und unter Schock, Katja außer sich. Der Krankewagen fuhr ohne Sirene zurück. Katja war nicht zu beruhigen.

Später sagte sie einmal, das habe etwas in ihr verändert. Ihr geholfen, mehr auf andere zuzugehen, sich mehr zu öffnen. Danach gingen wir viele Jahre nicht mehr zum Klettern. Aber das hatte mit veränderten Lebenswegen zu tun. Ich zog weg, sie heiratete und spielte Golf. Es war das einzige schwere Unglück, das wir in den Bergen miterlebten. Wie einer über eine Felswand zu Tode stürzt. Und so ist sie nun gestorben, am Hohen Dachstein.

ICH TREFFE NIEMANDEN, ICH REDE KAUM EIN WORT. EIN EGO-TRIP

Ich gehe durch das Klettergebiet Bielatal in der Sächsischen Schweiz. Kling, klong, Metall schlägt aneinander. Diesen Ton haben wir geliebt, Karabiner, die am Gurt klimpern, das etwas großspurige Rungemache vor dem Einsteigen in eine Tour. Ein Paar steht am Einstieg einer Route, von ihnen kommen diese metallenen Geräusche.

Werde ich je wieder klettern? Wie nur, ohne sie? Vor ein paar Jahren hatten wir wieder damit angefangen, es waren großartige Tage. Den ganzen Tag draußen am Berg, abends die Knie zerschunden, die Gesichter gerötet, die Augen weit. Das erste Weißbier nach der Tour an einer Hütte, ein Speckbrot dazu, abends dann Rotwein, Lagrein, wir kletterten immer in Südtirol.

An manchen Tagen auf dieser Reise laufe ich den schwarzen Momenten davon. Ich singe sogar im Wald, das Gehen euphorisiert mich. Komme mir vor wie ein Kerl, mit Taschenmesser und Schnur in der Hosentasche und trinke im Gehen aus der Wasserflasche. An anderen Tagen nützt alles nichts. Ich gehe einen Feldweg entlang, Weizen links und rechts in Wellen über die Landschaft. Vorn baut sich Stolpen auf, ein Hügel mit einer Burg und ein mittelalterliches Städtchen drumherum. Unvermittelt trifft mich die Trauer wie ein Keulenschlag. Ich kann nicht mehr, kauere mich auf den Boden, heule. Ich schaue in den Himmel, die Wolken, rundum. Bist du hier irgendwo? Wo bist du? Die Welt ist so weit, so leer. Was fange ich nur an?

Weitergehen. Sich nicht aufgeben. Nicht heulen. Ich gehe zu Fuß über die Grenze nach Tschechien, einfach so, auf einem Waldweg, ohne Schlagbaum. Ich bin begeistert von mir. Zu Fuß von Berlin über die tschechische Grenze, das hat was.

Wie wird das sein, wenn ich am Dachstein ankomme in ein paar Wochen? Immer wieder stelle ich es mir vor. Ich werde einen Bergretter treffen, der im Rettungshubschrauber mitgeflogen war. Ich werde mir erklären lassen, wo es geschah, und dann werde ich mit einem Bergführer auf den Hohen Dachstein gehen. Das sehen, was sie zuletzt sah. Einen großartigen Berg. Eine große Tour, die vor ihr lag. Ihr Leben, das vor ihr lag. Blumen möchte ich pflücken, auf einer Bergwiese, und an ihre Absturzstelle legen. Werde ich das können, wird mir das helfen, oder wird es nur noch mehr weh tun? Es gibt keinen Trost. Aber ich muss etwas finden, was mich weitergehen lässt, in mein Leben. Das hätte sie gewollt.

Ich rede kaum ein Wort in diesen Tagen. So eine Reise zu Fuß ist ein Ego-Trip. Ich gehe



Auf einer Brücke über der Moldau in Prag:
Autorin Barbara Schaefer

und gehe und treffe niemanden. Ich frage nach Essen und nach einem Bett, damit hat es sich. Auf der Karte suche ich einen Zielort aus, dorthin breche ich auf. In Tschechien zieht sich das in die Länge, weil es wenig Pensionen gibt.

In Litomerice setze ich mich in ein Straßencafé, ein hübsches Städtchen. Bis Terezín will ich heute noch gehen. Ich bin überstürzt von Berlin aufgebrochen. Ich habe keinen Reiseführer gelesen oder gar dabei. Lese in Prospekten über Terezín, zwei Hotels gibt es dort, na also. Ein gut erhaltenes Garnisons-Städtchen, ich stelle mir etwas aus einer Schnitzler-Verfilmung vor, erbaut hat die Garnison Kaiser Joseph II., nach seiner Mutter Maria Theresia nannte er das heutige Terezín Theresienstadt.

ES FÄLLT MIR WIEDER EIN, WAS ES IST, DAS LEBEN: REDEN. FREUNDE. LACHEN. LIEBE

Theresienstadt! Grundgütiger, ich kann doch nicht in Theresienstadt übernachten, dem Ghetto, dem KZ. Theresienstadt, Auschwitz, diese Orte des Grauens, wer denkt schon daran, dass sie an einem Fluss liegen, dass da Bäume wachsen, es gibt Felder und Wiesen. Ich tu es schließlich doch. Und gehe ins Ghetto-Museum, sehe die Zeichnungen der Kinder. Bäume sind darauf zu sehen, Natur. So viel Leid, so viel Trauer.

Ein anderer langer Tag, ich sehe ramponiert aus. Es regnet, die Jacke hält nicht dicht, ich schwitze, rotes Gesicht, großer Rucksack. Ich werde etwas dünnhäutig. Eine Frau jätet Unkraut in ihrem Garten in Horní Bezdíkov. „Chotel?“, frage ich, um tschechischen Tonfall bemüht. Bedauernd schüttelt sie den Kopf. Sieht mich mitleidig an, plötzlich doch: Sie zeigt aus dem Ort hinaus und sagt „Sport, Sport!“. Ich trotte weiter, tatsächlich, eine dieser aufblasbaren Tennishallen, ziemlich groß. Vielleicht kann ich da den Schlafsack ausrollen. Ich gehe darauf zu – es ist eine Golfhalle, und dazu gehört ein Golfhotel! Was bin ich froh. Schon einmal lief ich an einem Golfplatz vorbei, der sah schön aus, ich dachte gleich, das muss ich ihr erzählen, sie muss mal mit ihrem Mann nach Böhmen kommen zum Golfspielen. Aber sie spielt nicht mehr Golf. Sie ist tot. Eine Freundin in Berlin sagte mir, noch zwei Jahre nach dem Tod ihrer Schwester stehe sie manchmal am Telefon, sei kurz davor, sie anzurufen.

Fotos: Barbara Schaefer

Katja hat in die Jahre, die sie hatte, so viel hineingepackt wie mancher nicht in die doppelte Zeit. Was hat sie das Leben geliebt und es bei den Hörnern gepackt und gelebt. Als wir Mitte 20 waren, lebte sie ein halbes Jahr in Paris und ich in Italien. Wir schrieben uns Briefe, die kaum in Kuverts reinpassten. Ich habe jetzt darin gelesen, eine Weile nur. Es war auch darin ihre unbändige Lust am Leben zu lesen. Da waren wir auf dem Weg, stellten uns die Frage nach dem Sinn des Lebens, ob man eine Wahl habe, was Freundschaft bedeute.

Bevor ich losgegangen bin, habe ich mir ein Medaillon auf dem Flohmarkt gekauft. Gold mit schwarzem Emaille, Biedermeier. Mein Lieblingsfoto von ihr trage ich bei mir, von unserer letzten Tour in den Bergen, in den Belluneser Dolomiten.

Von Katja gibt es grandiose Fotos. Sie hatte einen Job, in dem sie auch repräsentierte. Sie sah fantastisch aus auf ihren offiziellen Fotos. Lächelte in die Kamera, perfekt ge-

schminkt, verdammt gut gekleidet. Auf den Fotos in den Bergen strahlt sie wie ein Kind unterm Christbaum. Sie war so gelöst, so ganz da, wo sie sein wollte. Zu meinem größten Glück gehört es, dass ich oft dabei war.

Ein Samstag im Juli. Was wird nur überall gehämmert und gemauert, da ein Anbau, hier eine Garage, dort ein Zaun.

Am nächsten Tag düsteres Wetter, die Gedanken auch. Was ist es schon, das Leben? Man steht morgens auf, sortiert sich, macht sein Ding, und abends geht man ins Bett. Und so geht es Tag für Tag, Jahr um Jahr.

Aber einige Stunden später fällt es mir wieder ein, was es eigentlich ist, das Leben. Reden. Freunde. Lachen. Liebe.

Eines der letzten Bücher, das ich ihr geschenkt hatte, war von Andrei Makine, hat sie es gelesen? „Und dennoch, auf diesem Boot, das in einem nächtlichen Ozean treibt, steigt die unangreifbare Wahrheit über das

Leben an die Oberfläche – die Gewissheit, dass das Verschwinden eines Menschen, der liebte, nicht bedeutet, dass die Liebe verschwindet, die er in sich trug.“

So banal die Erkenntnis ist, so stark bringt sie mich zurück. Ich denke an meine Nichten, meine Brüder, meine Eltern. Freunde in Berlin. Sicher, man muss etwas tun, sein Geld verdienen und die Zeit füllen. Aber doch vor allem dies: mit den Menschen, die dir nahe sind, zusammen sein. Das ist, was letztlich bleibt.

Das bedeutet auch, dass meine einsame Reise zu Fuß zu Ende ist. Am nächsten Tag erreiche ich Prag, gehe auf der Karlsbrücke über die Moldau. Finde mich glorreich: zu Fuß von Berlin nach Prag! Ich darf nicht vergessen, es Katja zu erzählen.

Ich fuhr mit dem Zug weiter zum Dachstein, traf den Mann von der Bergrettung. Ich habe es nicht fertiggebracht, auf den Hohen Dachstein zu gehen. Es gibt keinen Trost. □